

Laden, und ich bekomme sofort Lust auf Pommes. Es gibt weiter drinnen im Gebäude eine Konditorei, vor der Tische wie im Freien stehen, und ich habe Lust auf Kuchen. Die meisten Menschen, die da sitzen, haben Tüten neben sich stehen, sie wirken völlig verausgabt und müssen sich offensichtlich erholen von ihren Einkäufen. Keiner scheint froh über die erworbenen Sachen, alle sind einfach nur schlapp. Dazwischen sitzen kopftuchtragende Mütter und Omas mit spielenden Kleinkindern, Teenager in Hängehosen, die sich zeigen, was auf ihren Displays los ist. Man muss dieses Einkaufszentrum gar nicht verlassen, denke ich, man kann hier den ganzen Tag verbringen, die Kunst ist dann nur, sich angenehm herumzudrücken und nicht zu viel Geld auszugeben.

Bei meinen Rückreisen in die Stadt erforsche ich nach und nach die drei Etagen dieses enormen Gebäudes. Das erlaubt mir, lang im Garten zu bleiben und trotzdem noch in kurzer Zeit alle Besorgungen zu machen, die für das Abendessen mit Stefan nötig sind. Ich gebe am Eingang den Code meiner elektronischen Identität ein und role hinunter in den riesigen Lebensmittelmarkt mit seiner enormen Auswahl an Salatölen, abgepacktem Käse, Knäckebrötsorten, Tiefkühlfisch. Die schiere Menge an guten Konserven, Joghurts, Shampoos und kleinen Haushaltsdingen berauscht mich, die Müsli-Sonderangebote und die akkurat arrangierten, preiswerten Gemüse, die zusammen mit weiteren Kaufvorschlägen angeboten werden, vor Weihnachten sind es Nüsse mit billigen Nussknackern. Diese Auswahl gibt ein Gefühl von Luxus. Bin ich bisher etwa unterversorgt gewesen? In der Shoppingmall befällt mich das angenehme Gefühl, dass alles, was es hier gibt, auch erlaubt sein könnte, schon wegen ihrer Menge müssen diese Produkte einfach die Realität sein, an der es nichts zu deuten gibt. Und auch, wenn ich selten etwas mitnehme, was ich nicht auch sonst kaufen würde, verliere ich mich beim Studieren der Inhaltsstoffe mir völlig neuer Produkte oder suche auf frischem, portioniertem Fleisch irgendeinen Hinweis, den ich selten finde, dass ich mir den Kauf nicht erlauben sollte, und bringe am Ende mehr Wein mit nach Hause als sonst. Meistens schaue ich danach noch in die Kleiderläden, froh, dass die schweren Taschen meine Kauflust etwas

bremsen. Vor allem erstaunt es mich, wie umstandslos die Labels, die Individualität und Besonderheit versprechen, kurz das ganze gesellschaftliche Spiel, das mit dem Genuss des Geldausgebens einhergeht – dass diese Labels sich hier alle in den gleichen parzellenartigen Ladenflächen befinden. Es ist sehr praktisch und ein bisschen obszön. In den Umkleiden liegen Staubflusen, das Licht ist grell, es riecht nach Schweiß und chemisch nach billigem Deo. Männer, oft auch die Mütter hocken mit den Einkäufen auf niedrigen Stühlen vor den überhitzten Umkleiden und geben mit oder ohne Aufforderung ihr Urteil zu den anprobierten Kleidungsstücken ab. Es gibt himmlisch saubere Toiletten und einen Lift hinab zu den Parkdecks, alles ist bedacht worden, um das Kaufen nicht durch Hindernisse zu erschweren. Es ist ein wohlgebauter Außenstützpunkt der großen Zufriedenheitsbeschaffung. Ich kann mich kaum losreißen.

Danach sitze ich dann bepackt im Zug und fahre die letzten Stationen in die Stadt hinein. Reiße eine Kekstüte auf oder beiße in eine Breze. Stefan wartet, hat schon eine Weinflasche geöffnet und erzählt etwas, das in der Zeitung steht. Ich gehe in die Küche und erhole mich langsam von der Verwirrung des Wiederhierseins.

Ich habe Zeit gebraucht, mich abzufinden. Dann stellte ich fest, dass ich nicht mehr an Fionas Rückkehr glaubte. Ich hörte auf, sie zu suchen. Die Herrlichkeit gab es danach lange nicht mehr für mich, die Herrlichkeit konnte es nur mit ihr geben. Mit Stefan war es anders, er gab mir Halt. Vielleicht hätte er sie nicht gemocht, denke ich manchmal. Ich verbrachte dann viele Jahre damit, Teil eines Paares zu werden, das mir fremd blieb. Und jetzt die Regression, das Zurückverwandeln. Das Aufwachen allein im Haus am Morgen. Sonne im Fenster.

Ich will erzählen, aber etwas redet mir dazwischen. Eine Stimme, die stört. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihr trauen oder misstrauen soll, manchmal scheint es mir, dass sie mich von hier wegführen will, dann wieder, dass ich vielmehr in diesem Haus einem Trugbild aufsitze und die Stimme auf meiner Seite ist und mich warnt.

Wenn ich versuche, mir darüber klar zu werden, befällt mich eine so große Müdigkeit, dass ich es wieder vergesse. Ich weiß, die Stimme kommt von dem Ort, zu dem mich meine Träume manchmal führen. Sie erzählt mir Daten und Geschehnisse vor, als müsste ich davon wissen. Ist das die Zukunft oder die Vergangenheit, die ich vergessen habe?

**Nach dem Kaffee** sperre ich morgens die Gartentür ab und wende mich üblicherweise nach rechts, wo nach einem halben Kilometer die Felder beginnen. Ich bin in meinen aus der Stadt mitgebrachten Laufsachen so bunt wie der heilige Tobias mit roten Strumpfhosen und der Erzengel Raphael auf dem Gemälde von Andrea del Verrocchio. Lass jemand in diesem Aufzug im Jahr 1470 eine Zugstunde entfernt von Florenz aufgekreuzt sein.

In den Feldern sitzen Vögel, nur wenn sie auffliegen, kann man die echten von den Drohnen mit den Kameraaugen unterscheiden, ihr Flügelschlag ist zu gleichmäßig für ein Amselherz. Die Natur gibt es jetzt zwei Mal. Die zweite ist eine, die der ersten täuschend ähnlichsieht, in der aber fremde Wesen hocken wie in einem verrückten Kopf: Unterthänigst, Scardanelli. Ich trage das Monomore mit mir, die Sendestränge über mir sind so unendlich wie früher die großen Überlandleitungen für Strom. Ich will mich aber nicht in den großen Sendestrand einloggen und mir ein Erlebnis holen, das nicht meines ist. Ich muss mich konzentrieren.

Was ich hier vermisst, sind Eisdielen. Die Schlangen vor den Theken wie früher, die Kinder, die sich beim Näherkommen so lange immer wieder umentscheiden, dass sie nicht mehr wissen, was sie wollen, wenn sie endlich gefragt werden. Mütter, die kopfschüttelnd für sie bestellen und ihnen die Waffel mit einer Serviette umwickelt in die Hand drücken mit der Mahnung, gut festzuhalten. Aber hier scheint es nicht üblich zu sein, zu Fuß mit den Kindern irgendwohin zu gehen. Es ist alles weitläufig, die neuen Häuserformen sind nicht so hässlich, wie man erwarten könnte. Die Stille der Ebene hockt in den Hecken, in den Gärten gibt es immer noch Pools. So war es schon, als ich ein Kind war, seither hat sich alles, wirklich alles in einer Siedlung verändert durch die Solarmodule, die das 3D-Prostod der Fassade aufrechterhalten, und die Fahrzeugantriebe, die weder Wärme noch Schmutz erzeugen, und durch die Geräte, mit denen wir verbunden sind. In so einer Welt, in einem Wohngebiet der Vororte, bin ich aufgewachsen, ich nenne es vielleicht besser die kleine Welt, das klingt hübsch, so lieb und hübsch und selig wie das, worum es bei alledem geht. Die Menschen sind anders gekleidet als damals, sie können sich viel

besser zurechtmachen, keiner trägt mehr einen Stil, den er nicht beherrscht oder der zu grell wirkt, alles ist natürlich und dezent und *freudvoll*. Der Rasen in den Gärten ist nicht mehr so kurz, es gibt Sonnenblumen, Windorgeln und Windräder, mehr bunte Unordnung. Aber noch immer gibt es hier nur Häuser für glückliche Familien.

Ich komme an diesen Häusern und Gärten vorbei, wenn ich meine Strecke jogge. Das erste Mal, als ich durch die Siedlung laufe, halte ich den Blick vorsorglich auf den Boden gerichtet. Ich habe eine Scheu davor, links und rechts in etwas hineingezogen zu werden, mit dem ich nichts zu tun haben will. Ich spüre Angst vor den Häusern der glücklichen Familien. Ich weiß, dass es keine Familie gibt, die auf die vorgeschriebene Weise glücklich sein kann, aber hier sieht alles danach aus. So wie ich laufe, mit diesem gesenkten Blick, könnte man glauben, dass ich den Blick in die Überwachungskameras vermeide. Und so ist es auch.

Was denke ich, dass ich finden würde? Ich habe gewisse Dinge in Erinnerung; ich bin gefasst auf einen Anblick, bei dem ich Elend und Langeweile riechen könnte, ich fürchte mich vor fröhlichen Küchengardinen und vor Leuten wie denen, die sich früher vor ihren Häusern mit zackigen Bewegungen im Vorgarten zu schaffen machten wie ärgerliche Tierchen oder mit bösem Blick in der Nähe des Gartentors standen. Menschen mit bösem Blick haben mich früher in tiefste Verzweiflung gestürzt. Ich dachte immer, dass ich diesen Blick verdient hätte.

Das Unbehagen damals in der Kirche zwischen Leuten in feuchten Lodenmänteln, die Frauen mit Sonntagshut auf in Löckchen gelegten grauen Haaren. Großer Gott, wir loben dich. Ich war ergriffen von etwas, das mit dem Orgelbrausen zu tun hatte und mit den Bildchen von frommen Kindern, die wir im Religionsunterricht bekommen hatten. Ich fühlte einen Abglanz des Heiligen, sang laut und voller Inbrunst, ein warmes Gefühl von Liebe flutete meinen Organismus, und Liebe muss man teilen, hatte ich gelernt. Ich schaute also den Menschen ins Gesicht und wollte Liebe teilen, zugegeben machte ich vermutlich einen komisch erleuchteten Eindruck. Aber keiner lachte. Sie stierten. Ich schämte mich.